

**Gisela May**

May bei wikipedia >>>

(1924 – 2016)

deutsche Schauspielerin und Diseuse, Brecht-Interpretin

2000: Verdienstorden des Landes Berliner

2004: Bundesverdienstkreuz I. Klasse

Aus:

**Gisela May**, Es wechseln die Zeiten, Erinnerungen

Militzke Verlag, Leipzig 2000

## Es wechseln die Zeiten

---

In 30 Jahren wird es kaum noch jemanden geben, der aus persönlichem Erleben über einen deutschen Staat erzählen kann, der in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts immerhin 40 Jahre überdauerte. Ich habe in diesem Staat vom verheißungsvollen Beginn bis zu seinem schmählichen Ende gelebt. Ich hatte ihn mir nicht ausgesucht, aber ich hatte Hoffnungen in ihn gesetzt. Hier sollte etwas entstehen, was es zuvor auf deutschem Boden noch nicht gegeben hatte. »Arbeiter-und-Bauern-Staat« wurde er genannt. Ich gehörte weder zu der einen, noch zu der anderen Gruppe. Ich gehörte zur so genannten Intelligenz, und zwar zur künstlerischen. Uns brauchte man! Wir sollten dafür sorgen, dass alles faschistische, rassistische Gedankengut aus den Köpfen verschwindet. Wir räumten die Trümmer der zerstörten Häuser weg und die in den Köpfen. In der Schule wurde in dieser Richtung konsequent unterrichtet. Bereits im Kindergarten liebten die Kleinen das Lied von der »Kleinen Friedenstaube«. Was das Wort »Frieden« bedeutet, wurde ihnen geduldig erklärt. Prominente Emigranten wie Anna Seghers, Arnold Zweig, Bertolt Brecht, Hanns Eisler kehrten aus allen Himmelsrichtungen zurück und entschieden sich für den Teil Deutschlands, in dem sie ohne Furcht und ohne Gefahr des Revanchismus am Aufbau teilnehmen wollten.

Im anderen Teil Deutschlands sahen wir mit Erschrecken, dass ewig Gestrige wieder wichtige Funktionen übernahmen. Die Siegermächte hatten die Teilung Deutschlands vollzogen. Geographisch zerschnitten sie unser Land. Wir aus dem Osten wurden die sowjetische »Enklave« einer Siegermacht, die im Krieg gegen Hitlerdeutschland 20 Millionen Tote zu beklagen hatte, deren Städte und Dörfer zerstört waren, aber die mit Heroismus, zu Tode erschöpft das Ende des Krieges erkämpfte.

Ein Rotarmist war es, der auf dem Reichstag in Berlin die rote Fahne hisste!

Nun sagten die Siegermächte, wie's bei uns lang zu gehen hatte. Und wir lernten: Nie wieder Krieg! Das war der Satz, den alle begriffen, dem alle leidenschaftlich zustimmten. 18 Millionen waren wir in der »sowjetischen Zone« – dem weitaus kleineren Teil Deutschlands, und dem ärmeren obendrein, der sich ab 1949 als Antwort auf die gegründete Bundesrepublik »Deutsche Demokratische Republik« nannte. Das Kräfteverhältnis in der Welt jedoch änderte sich nicht, der Faschismus war besiegt, aber die Gegensätze Kapitalismus und Sozialismus verschärfen sich.

Sicher hat jeder, der in der DDR aufgewachsen ist, eigene, andere Erfahrungen gemacht. Die Tatsache, dass ich bereits in den 60er Jahren das Privileg genoss, mit Gastspielen ins westliche Ausland reisen zu können, relativierte mein Bild vom »Westen« und ließ mich manche unserer bescheidenen »Errungenschaften« positiver bewerten, weil ich auch die andere Seite kennen gelernt hatte: Arbeitslosigkeit, Konkurrenzkampf, Kriminalität, Obdachlosigkeit. Das konnten wir uns vom Leib halten. Aber die Anstrengungen, wirtschaftlich vorwärts zu kommen, Schritt zu halten mit der von Amerika gepuschten BRD, waren immens. Die Planwirtschaft sorgte obendrein dafür, dass zwar die Bedürfnisse der Bevölkerung bekannt waren, nur erfüllt werden konnten sie nicht. Die Devisen waren knapp, Rohstoffe gleich null. Oft lief es im internationalen Geschäft auf Tauschhandel hinaus, was im 20. Jahrhundert – dem »wissenschaftlichen Zeitalter«, wie es Brecht nannte, – eigentlich nicht mehr zeitgemäß war. Ein ungleicher, ungerechter Wettbewerb bestand von Anfang an. Der Ausgangspunkt unserer beiden deutschen Staaten war so unterschiedlich, dass es umso erstaunlicher ist, wie lange die DDR diesen Wettkampf überlebt hat, nur langsam vorankam, schrittweise verlor, wieder aufholte und 1989 endgültig aufgab. Die Stimmung in der Bevölkerung war entsprechend wechselhaft. Es kam zu massiver

Unzufriedenheit, zum Arbeiteraufstand am 17. Juni 1953, in den sich Kräfte aus Berlin-West heftig einmischten. Die sowjetischen Panzer klärten die Lage eindeutig, auch beim Einmarsch in die ČSSR – gegen Panzer waren Argumente machtlos. Reformversuche blieben im Keim stecken. Die Staatsmacht zeigte sich unerbittlich, uneinsichtig. Repressalien waren die Folge. Wolfgang Harich und viele andere erlebten sie hautnah. Und immer, bei jedem Versuch zur Veränderung blieb das außenpolitische Risiko. Die Atomwaffen der beiden Supermächte standen hochgerüstet bereit: Gemeinsame Sieger im Kampf gegen den Faschismus, waren sie nun wieder erbitterte Gegner im Kampf der Ideologien.

Die Intelligenz, besonders die Schriftsteller in der DDR, versuchte mit kritischen Veröffentlichungen gegen Dogmatismus, Schönfärberei, Engstirnigkeit anzuschreiben. Jede Absicht in dieser Richtung wurde vom »Westen« aufmerksam registriert, hochgelobt und ließ die östlichen Zensurbehörden erst recht mit Entzug von Druckgenehmigungen und Verboten reagieren. Filme durften nicht erscheinen. Das 11. Plenum führte zu einer kulturellen Eiszeit. So verloren wir manchen führenden Schriftsteller und Poeten. In der BRD sprach man auch deutsch! Andere zogen sich zurück, gingen in die »innere« Emigration. Abwerbung geschah eher auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Intelligenz, der Ärzte, Ingenieure, Physiker, Chemiker.

Eine Folge davon war die Mauer, die in Berlin über Nacht gebaut wurde. Eine Grenze, die die beiden deutschen Staaten unerbittlich, unmenschlich voneinander trennte. Aber wenn dieser Staat weiter leben wollte, wie sollte das bei dieser Ausblutung geschehen? Überall hörte man, ach, der ist auch schon rüber; und der ist weg; und der Arzt und all die Spitzenkräfte, die für teures Geld in der DDR ausgebildet worden waren, die waren plötzlich alle nicht mehr da, und man sagte: Mein Gott, bin ich jetzt der Letzte, der das Licht ausmacht? Unsere westlichen Brüder und Schwestern standen bereit, uns mit offenen Armen aufzuneh-

men. Aber die Sowjetunion konnte damals die DDR nicht aufgeben. Sie brauchte uns als Bollwerk gegen den »Westen«. Hier standen sich zwei feindliche, mit Atomwaffen ausgerüstete Weltmächte gegenüber. Wenn die DDR vom Westen geschluckt worden wäre, hätte die Gefahr eines Dritten Weltkrieges bestanden. Unter dieser Horrorvision haben wir mit der Mauer leben müssen. Zumal außer Absichtserklärungen aus den USA oder westeuropäischen Ländern nichts erfolgte, ja sogar Ansätze von Erleichterung durchklangen, ein geteiltes Deutschland sei besser als ein ganzes.

Trotz dieser neuen Situation nahm das internationale Ansehen der DDR zu, besonders durch die Kultur. Unsere Museen waren internationale Anziehungspunkte. Unsere Orchester errangen höchste Anerkennung. Vor allem die Theater – die Komische Oper, das Berliner Ensemble – feierten Triumphe. Ohne materielle Zwänge arbeiteten wir an den Theatern mit großem Zuspruch unserer Zuschauer. Die Vorstellungen waren immer ausverkauft. Die Eintrittspreise waren so niedrig, dass wir einem breiten, aus allen Schichten der Bevölkerung kommenden, auch internationalem Publikum die Werke der Klassiker, die Stücke von Brecht, sowjetische und andere internationale Dramatik, aber auch umstrittene Gegenwartsstücke präsentieren konnten. Die soziale Sicherheit der Theaterschaffenden war durch langjährige Verträge gesichert.

Im Sport kassierte die DDR eine Medaille nach der anderen. Das half dem Ansehen des Staates, führte aber unter anderem zu grotesken Situationen, wenn zum Beispiel diejenigen, die an der DDR kein gutes Haar ließen, lauthals jubelten, weil wieder »einer von uns« auf dem Siegertreppchen stand. Krassestes Beispiel: Als die Fußballmannschaft der DDR gegen die Bundesrepublik spielte, waren die Fans völlig durcheinander. Wem sollten sie den Sieg wünschen? »Jetzt spielen wir gegen uns!« stöhnten sie.

Trotz Mauerbau und Mangelwirtschaft, trotz Verzicht auf vie-

len Gebieten erfuhr der Staat DDR internationale diplomatische Anerkennung, die von Jahr zu Jahr zunahm. Den Stolz darüber »kassierte« Honnecker, der den alt gewordenen Ulbricht abgelöst hatte. Den Bürgern ging es trotzdem nicht viel besser. Vor allem die Reisebeschränkungen ins westliche Ausland blieben bestehen. Als ich 1971 vor den UNO-Delegierten in New York das Friedenslied sang, galt ich als »Botschafterin« eines exotischen Staates, an dessen Mitgliedschaft in der UNO damals noch nicht zu denken war.

Jahre später geschah es. Das kostete die DDR Unsummen an Valuta, denn im Wettlauf mit der Bundesrepublik mussten nun auch die diplomatischen Vertretungen unseres gebeutelten Landes, um mit der BRD zu konkurrieren, Wohlstand vortäuschen. Ich erinnere mich an Prachtgebäude in manchen Ländern Europas, vor allem an unsere Botschaft in Paris. Eine riesige Luxusvilla im teuersten Bezirk der Stadt war dort erworben worden. Die westdeutsche Residenz wirkte bescheiden dagegen. Nur wenn nach den Veranstaltungen die obligatorischen Häppchen gereicht wurden, blieb es bei Halberstädter Würstchen und Radeberger Bier aus der DDR. Damals waren wir bescheiden. Das kostete keine französischen Francs.

In diese liberale Phase der DDR-Politik platzte die Biermann-Affaire. Mit der Ausweisung des Liedermachers und Poeten kam es zu einem ernsten Konflikt zwischen den Staats- und Parteiorganen und den Intellektuellen, die die Meinung vertraten, diesen aufmüpfigen, im Geist durchaus sozialistischen Dichter »aushalten zu können« (Hermann Kant). Auch ich war gegen diese rüde Entscheidung. Den Protest über westliche Medien zum Ausdruck zu bringen, erschien mir der falsche Weg. Ich hielt persönliche Proteste von prominenten Leuten für wirkungsvoller. Zwar gehörte ich nicht zu den Unterzeichnern, die die Regierung aufforderten, die Ausweisung Biermanns rückgängig zu machen, aber ich bestand auf einem Gespräch mit Kurt Hager, dem wich-

tigsten Mann in der Kulturpolitik, Leiter der Kulturkommission im Politbüro.

Schon am nächsten Tag, als die Ausbürgerung Biermanns offiziell verkündet worden war, empfing mich der führende Politiker. Unmissverständlich brachte ich zum Ausdruck, dass ich diese politische Härte für einen großen Fehler hielt und bat, die Entscheidung zurückzunehmen. Fast eine Stunde habe ich auf Hager eingeredet. Eine Stunde hat er mir geantwortet, ohne auch nur etwas von meinen Argumenten wahrgenommen zu haben. Er sprach von seiner Jugend, wie er als junger Mensch gekämpft habe, wie er den Kommunismus durchsetzen wollte, dass er es nicht verstehen könne, wenn die jungen Leute das heute nicht auch tun. Als ich aus seinem Büro herausging, war ich tief deprimiert. Mir war klar, dass die Biermann-Ausweisung uns als gravierender Fehler in der Kulturpolitik noch viele Jahre anhängen würde, wie es auch geschah.

Wirtschaftlich dagegen machte die DDR nach außen kein so schlechtes Gesicht. Innerhalb der Ostblockländer galten wir als der »Westen im Osten«. Dann trat Gorbatschow auf die politische Bühne. Seine mit Vehemenz vorgetragenen Ziele von Glasnost und Perestroika, mit denen er die ganze sowjetische Politik umzubauen hoffte, um den Sozialismus beweglicher, offener zu machen, attraktiver zu gestalten auch für westliche Partner, machten den Politiker fast über Nacht zum Helden. Vor allem in der westlichen Welt wurde er überschwänglich gefeiert. Ganz ohne Zweifel genoss er den Jubel um seine Person, ohne jedoch im eigenen Land wesentliche Verbesserungen zu erreichen. Ja, er schloss Freundschaft mit Helmut Kohl – der Erste Sekretär der Kommunistischen Partei der Sowjetunion wurde Dutzfreund des Bundeskanzlers der Bundesrepublik. »Helmut und Gorb!« hieß es überall. Das konnte ich nicht verstehen. In der Realität sah es in der Sowjetunion nicht so rosig aus. Vor allem was die soziale Situation der Bürger in dem riesigen Land betraf. Die Sowjetunion

investierte alle Anstrengungen in die Rüstung, um durch einen Gleichstand mit Amerika einen Krieg auszuschließen, diese Taktik der Amerikaner war aufgegangen. Das führte unter anderem zur Schwächung der sowjetischen Weltmacht. Diese veränderte Beziehung zwischen der BRD und Russlands Staatsoberhaupt blieb auch in der DDR nicht unbemerkt. Das waren unüberhörbare Signale für die Bürgerrechtler, die nun den Mut fanden, gemeinsam mit vielen Menschen der DDR den gesellschaftlichen Widerstand gegen die Stagnation im eigenen Land öffentlich zu machen. Die Chance, dass Massendemonstrationen ohne Gewalt geschehen könnten, wurde durch das veränderte internationale Klima befördert. Und es gelang: Am 4. November 1989 demonstrierten eine Million Menschen in Berlin für eine neue Politik. Von da bis zur Öffnung der Grenze war es nicht weit. Ein Riesengrabnis des sozialistischen Staates wurde jubelnd gefeiert.

Dass es so kommen würde, war mir klar, als Gorbatschow in die Geschichte eintrat. So sehr ich auch erleichtert war, dass diese widernatürliche Ost-West-Teilung einmal aufhören müsse, ahnte ich doch, wie viele existenzielle Probleme damit auf uns in den neuen Bundesländern zukommen würden. Es war kein Paradies, in das wir da viel zu schnell hineinstürzten. Wir mussten uns in allen Fragen des Lebens umstellen. Ich erspare es mir, das einzeln aufzuzählen. Davon war jeder im Beitrittsland betroffen. Die Treuhand verrichtete unerbittlich ihr Werk. Der Westen witterte einen neuen Markt und war durch seine große Produktivkraft in der Lage, die gesamten neuen Bundesländer mit seinen Produkten zu überschwämmen. Die östliche Industrie als lästige Konkurrenz wurde abgewickelt. Dass damit auch Arbeitslosigkeit entstehen würde, nahm man in Kauf. Heute, im Jahr 2002, werden Milliarden investiert, um eine neue Industrie aufzubauen.

Aber wie sollte konfliktlos zusammenwachsen, was 40 Jahre getrennt war? Es wird noch Jahre dauern, bis man nicht mehr auseinander dividiert: »Ist der von uns oder von ›drüben?«.

In Berlin lebe ich nun seit 51 Jahren. Hier prallten die politischen Gegensätze aufeinander, mehr als irgendwo anders. Als ich 1951 in diese Stadt kam, war es eine graue, trübe, vom Krieg schwer getroffene Stadt. Den Potsdamer Platz gab's eigentlich gar nicht. Er war eine Wüste, unbewohnt, mauerdurchzogen. Heute ragen dreieckige Glasriesen in den Berliner Himmel. Stoßstange an Stoßstange schieben sich die eiligen Berliner Autofahrer durch die Friedrichstraße. Ich wohne mittendrin im Geschehen. Jetzt nennt sich mein Stadtteil wieder Berlin-Mitte. Zu DDR-Zeiten lebten wir zehn Minuten vom Brandenburger Tor entfernt, dahinter war die Welt zu Ende.

Ich habe mich mit den Berlinern anfangs schwer getan, das muss ich zugeben. Ich fand sie irgendwie ruppig, ziemlich grob und direkt und dachte immer: Mensch, wo ist denn bloß dieser berühmte Berliner Witz, wo der Berliner Charme? Aber inzwischen habe ich gemerkt, dass diese Ruppigkeit mit Ehrlichkeit, mit Direktheit und einer ungeheuren Herzlichkeit verbunden ist. Aber die muss man erst einmal herauskitzeln! Hinzukommt, dass ich den Berliner Dialekt sehr mag, und von allen deutschen Dialekten ist er mir doch der liebste. Inzwischen kann ich ihn auch schon fast perfekt sprechen. Der Berliner hat nie Zeit, er hat immer Tempo, Tempo, Tempo im Blut, wenn aber irgendwo etwas passiert oder ein Angler an der Brücke steht, hat er plötzlich Zeit, dann steht er herum, dann wird gequatscht und geredet, bis er wieder ganz schnell irgendwohin muss.

Dieses schnelle Reagieren, die Intelligenz sind eigentlich Attribute einer jeden Großstadt. Aber in Berlin ist das extrem. Der Berliner weiß alles, kennt alles. Geht dann doch einmal was schief, wird er es nie zugeben. Was man auch einem Berliner erzählt, es kann das ausgefallendste Erlebnis sein, der Berliner staunt nicht. Er sagt: »Kenn ick! Wees ick!«

Das Berliner Theaterpublikum ist schwierig. Es ist nicht schnell begeisterungsfähig. Es ist kritisch, denkt mit, aber wenn es be-

geistert ist, wird meistens ein Argument mitgeliefert, wird gesagt, warum es gefällt. Die Berliner wollen nicht überrumpelt werden, sie wollen sagen: »Ja, det kenn ick oder det kenn ick noch nich und bin froh, det ick et kennen jelernt habe.« Aber mit irgendwelchen Mätzchen lassen sich die Berliner nicht kaufen.

Ich wohne nun seit über 50 Jahren im Herzen der Stadt, in der Friedrichstraße. In meinem »Kiez«, so nennt man in Berlin einen Stadtteil, wohnen viele Leute, die sich schon über Jahrzehnte kennen. Das ist ein angenehmes Gefühl, hierher immer wieder zurückzukommen. Man hilft sich gegenseitig, man hat miteinander Kontakt.

Ich glaube, die Berliner Mentalität ist mit Witz und Schlagfertigkeit über alle Unbill der Jahre hinweggekommen. In den Jahrzehnten, so unterschiedlich sie auch in Berlin gelebt wurden, wo sich fast täglich etwas verändert und wir immer mehr Weltstadt werden, sagen die Berliner auch heute noch: »Kenn ick, wees ick« und erteilen der Stadt das größte Lob des Berliners: »Nee, da kann man nich meckern!«

## Nachwort

Bevor Sie nun das Buch endgültig zuschlagen, möchte ich nicht versäumen, Ihnen noch dessen Titel zu erläutern. In dem »Lied von der Moldau« verwendet Brecht das Bild vom Wechsel der Zeiten als Gleichnis für die einfachen Gesetze der Natur. In einer Zeit, da er selbst nicht wusste, wann seine Flucht aus dem Nazi-Deutschland beendet sein würde, wann er in ein vom Faschismus befreites Land zurückkehren könne, setzt er ein Zeichen für unerschütterliches Hoffen auf menschliche Vernunft. In der Komposition von Hanns Eisler gewinnt der Text volksliedhafte Größe. Es ist mein Lieblingslied.

*»Lied von der Moldau«*

*Am Grunde der Moldau wandern die Steine*

*Es liegen drei Kaiser begraben in Prag.*

*Das Große bleibt groß nicht und klein nicht das Kleine.*

*Die Nacht hat zwölf Stunden, dann kommt schon der Tag.*

*Es wechseln die Zeiten. Die riesigen Pläne*

*Der Mächtigen kommen am Ende zum Halt.*

*Und gehen sie einher auch wie blutige Hähne*

*Es wechseln die Zeiten, da hilft keine Gewalt.*

[...]

(Aus: »Schweyk im Zweiten Weltkrieg« von Bertolt Brecht)

## **Diva aus der DDR**

### **Die Schauspielerin, Diseuse und Brechtinterpretin Gisela May über Menschen in ihrem Leben**

- Burga Kalinowski
- ND 13.10.2012

Kürzlich erst wurde sie Botschafterin. Es war feierlich und in Marburg: Werbung für die Region Mittelhessen mit Prominenten. Hier ist sie geboren. Kinderzeit in Wetzlar, erste Worte in Mundart, Fotos. Ja, sie will die Trommel rühren für ihre frühe Heimat. Es bewegt sie auch, dass es dort eine Ausstellung der Bücher ihres Vaters Ferdinand May gibt. Darüber solle ich schreiben, sagt sie. Wir schließen einen kleinen Kompromiss. Gisela May. Natürlich ist sie eine Legende. Eine Diva aus der DDR. Berühmte Interpretin der Songs von Bertolt Brecht, Hanns Eisler, Kurt Weill, der Chansons von Tucholsky, Kästner und Jacques Brel. Beispielhaft und eigenständig ihre Mutter Courage am Berliner Ensemble. Umjubelte Auftritte in der New Yorker Carnegie Hall, Mailänder Scala, im Opernhaus Sidney, im Hamburger St. Pauli-Stadion – mit Harry Belafonte, Joan Baez und Gianna Nannini bei »Künstler für den Frieden«. Alles schon 100 Jahre her, sagt sie. Wer will das noch wissen? Dann plaudert sie doch, brüht Tee auf, lässt die Katzen raus und spricht von Wolfgang Harich, von früheren Nachbarn wie Wieland Herzfelde und John Heartfield, von dem englischen Journalisten John Peet, von ihrem Schauspielerkollegen Wolf Kaiser. Viele aus dem Leben von damals sind gestorben, umgezogen auf den Dorotheenstädtischen Friedhof. Irgendwann wird sie das auch machen. Der Tod schreckt sie nicht – das Alter ist ihr ein Ärgernis. Damit hadert Gisela May: Sie wüsste nicht, was am Altern schön sein soll. Tage später steht sie auf einer Bühne – durch und durch Bühnenmensch. Ein Abend für Hanns Eisler – natürlich auch mit ihr. Der Saal ist überfüllt, Applaus, Standing Ovationen. Sie ist hier, um von Hanns Eisler zu erzählen.

#### **nd: Die Bühnenlaufbahn stand für Sie von Anfang an fest?**

May: Ja, sehr früh. Ich hatte eine wunderbare Familie. Meine Mutter war Schauspielerin, mein Vater Schriftsteller, uns besuchten viele Künstler - ich wuchs in einer lebendigen und künstlerischen Atmosphäre auf. Dazu kamen mein Temperament und meine Vorstellungskraft, mich in die verrücktesten Sachen hineinzusetzen. Das war klar: Ich werde Schauspielerin. Mit 18 Jahren ging ich 1942 auf die Schauspielschule in Leipzig.

#### **Wie erlebten Sie die NS-Zeit?**

Ich hatte Glück: Ich bin in einem antifaschistischen Elternhaus groß geworden. Meine Mutter war Kommunistin, mein Vater sozialdemokratisch. Kämpfen und helfen war selbstverständlich. Zum Beispiel nahm meine Mutter eine Zeit lang eine junge Frau auf, die bei uns nähen sollte. Das war Tarnung - sie gehörte zu einer illegalen Gruppe. Im Haus mussten wir natürlich aufpassen: Die Zeit war gefährlich und mörderisch.

#### **Sie verloren einen Freund.**

Er nannte sich Sass. Bei ihm lernte ich Klavierspielen und die Schönheit der alltäglichen Dinge. Sass war eine Persönlichkeit, wie ich sie nie wieder in dieser menschlichen Bedeutung und Anziehungskraft erlebt habe.

### **Was passierte mit ihm?**

Sass ging von Leipzig nach Berlin. Er hatte ein Druckgerät und machte Plakate gegen den Krieg. Er wurde verraten und verhaftet. Es war für uns alle ganz entsetzlich. Er wurde in Plötzensee hingerichtet. Das sind Dinge, die in mein Leben tief eingegraben sind. Das bleibt für immer.

### **Als Beispiel für Mut, Moral und Mitgefühl?**

Ja, es hat meine Haltung geprägt gegen Mitläufer und Duckmäuser, gegen Krieg, Nazis, Ungleichheit. Es hat sich für mich mit Kunst und ihrer Gestaltung verbunden - es gehört zu meiner künstlerischen Substanz. Ich habe dann einen wunderbaren Aufstieg gemacht, vom kleinsten Theater immer ein bisschen weiter, bis ich eines Tages in Berlin war.

### **1951 kamen Sie an das Deutsche Theater.**

Am DT war ich erst mal die »Kleene« und musste mich durchbeißen. Aber es wurden zehn sehr gute Jahre. Viel Klassik: Leidenschaftlich gern spielte ich die »Minna von Barnhelm« und natürlich Shakespeare, zum Beispiel in »König Lear« eine der zwei bösen Töchter, die andere wurde von Inge Keller gespielt.

### **Die Keller und die May - Konkurrentinnen oder Freundinnen?**

Wir waren Kolleginnen.

### **Wie begann Ihre Gesangskarriere?**

Das ist eine typische Theatergeschichte. Im Berliner Ensemble probten sie den »Galilei«. Dabei hat Ernst Busch den Brecht so genervt, dass es Krach gab. Busch war ein Choleriker, wie es keinen zweiten gab, und Brecht stimmlich überlegen. Busch knallte die Türen und kam zu uns ins Deutsche Theater. Hin zu Wolfgang Langhoff und fragte: Haben Sie Interesse an einem Brecht-Abend? Langhoff sagte: Was - hier? Darauf Busch: Warum denn nicht. Wir brauchen aber ein Weib dabei. Langhoff meinte dann: Eigentlich haben wir da nur die May, die singt ja immer mal. Ich wurde also gefragt - und sagte zu. In der Premiere war Hanns Eisler im Zuschauerraum. Eine große Sensation für uns. Er kam in die Garderobe, stellte sich vor und sagte zu mir: Das sollten Sie weitermachen.

### **Sie waren erfolgreich.**

Ja, mit Eislers Hilfe. Er hat mit mir gearbeitet. Erste Programme entstanden, ich machte meine ersten Gastspiele ins Ausland.

### **Sind Sie ehrgeizig?**

Wenn es um künstlerische Qualität geht - selbstverständlich. Allerdings habe ich nie verbissen gearbeitet. Ich würde eher sagen mit Leidenschaft. Vielseitigkeit reizte mich: Auf der einen Seite der Spree stand ich im Berliner Ensemble als Mutter Courage auf der Bühne, und dann »schwamm« ich über die Spree und war die Dolly im Metropol-Theater.

### **Wie kamen Sie an das Berliner Ensemble?**

Im Künstlerklub »Die Möwe« in der Silvesternacht 1961. Helene Weigel saß alleine an der Bar, und ich fragte sie. Sie sagte nur: Naja, kommst halt.

### **Wie wurden Sie international aufgenommen?**

Offen und herzlich, zum Beispiel in Italien. Zu Brecht hatte das Piccolo Teatro in Milano eine enge Beziehung durch die Inszenierung der »Dreigroschenoper« von Giorgio Strehler. Brecht war davon so hingerissen, dass er sämtliche Rechte für sein dramatisches Werk an Feltrinelli, den berühmten Verleger, übergeben hat. Die Italiener kannten mich und meine Songs schon.

### **Es gab auch Schlagzeilen wie »Die Kommunisten kommen«.**

Das ist eine bizarre Geschichte des Kalten Krieges: Käthe Reichel, Rolf Ludwig und ich waren zu einem Ost-West-Silvesterprogramm 1961 mit Wolfgang Neuss und Hanne Wieder nach Westberlin eingeladen. Soweit, so gut. Dann erklärte die Sängerin Hanne Wieder, dass ihr ein Auftritt »mit der Kommunistin Gisela May« nicht zuzumuten sei. Da ging es los mit den Schlagzeilen und Schmierereien an der Kongresshalle. So war das. Das Programm fand doch statt. Ohne Frau Wieder - mit Helen Vita.

### **Sie waren in der SED?**

Ja. Weil ich auch gegen Krieg und Ungerechtigkeit war, für eine Gesellschaft, in der nicht Geld das Maß aller Dinge ist. Diese Absichten konnte man teilen - in der Wirklichkeit und auf der Bühne. Den Leuten, die das heute nicht verstehen, sage ich: Lest die »Resolution der Kommunarden« von Brecht. Mir ist jedenfalls unvergesslich, wie Hilmar Thate das Lied in »Die Tage der Commune« vorgetragen hat. Großartig!

### **Wie haben Sie Wolfgang Harich kennengelernt?**

Es war nach seiner Haft in Bautzen. Er war verurteilt worden, weil er - einfach gesagt - Reformen und einen besseren Sozialismus wollte. Er bekam acht Jahre Gefängnis. Nachdem er wieder raus war, ging er als erstes ins Berliner Ensemble. Wir spielten den »Messingkauf«. Anschließend gab es in der Kantine eine Begrüßungsfeier für Harich. Dort sahen wir uns.

### **Liebe auf den ersten Blick?**

Na nicht direkt Liebe, aber sehr große Sympathien. Und später, hier in diesem Haus, begann unsere Verbindung. Hier gegenüber.

### **Was war da?**

Nee, aber wirklich, das hat mich noch niemand gefragt, und ich denke immer, mein Gott, das ist ja alles bekannt. Hier wohnte Elisabeth Hauptmann, Brechts engste Mitarbeiterin.

### **In Ihrer Wohnung?**

Die war damals geteilt. Wo jetzt mein Arbeitszimmer ist, stand ihr Bett. Es war ein 1. Januar, und ich hatte ihr zu Neujahr gratuliert, als es klingelte. Ich machte die Tür auf, da stand Harich. Er wollte auch gratulieren. Irgendwann war Schluss, und ich fragte: Ein Glas Tee? Er: Ja bitte. Ich: Gut. Er kam rüber und blieb neun Jahre.

### **Warum die Trennung?**

Ach Gott, er liebte die Frauen. Vor dem Prozess und der Haft lehrte er Philosophie, war der jüngste Professor in der Uni - in den ersten Reihen saßen nur Weiber. Er hatte großen Charme, sah gut aus und konnte erzählen. Frauen schwärmten für ihn

### **Waren Sie ihm böse?**

Nein, im Grunde nicht. Wir blieben verbunden bis zu seinem Tod. Das war eine sehr schöne menschliche Beziehung.

### **Hat diese Verbindung Ihrer Karriere geschadet?**

Nein. Alles lief wie immer - Film und Fernsehen, Berliner Ensemble, meine Auslandstourneen.

### **Wie wirkte der Westen auf Sie?**

Bunt. Und neben wirklichem Glanz viel falscher Glimmer. Ich hatte meinen allerersten Schock, als wir bei einem Gastspiel in London durch eine Geschäftsstraße fuhren, ich glaube, die Baker Street. So viel Lichterglanz, und ich dachte immer: Aber wenigstens hätten sie diese Pappkartons

wegbringen können. Der Fahrer sagte mir, dass da Obdachlose liegen, weil die Wärme der Schaufenster sie ein bisschen wärmt. Das kann doch nicht sein!

**Die DDR war auch kein Paradies.**

Ja, Stalinismus, Prozesse wie gegen Harich und andere, die Mauer. Und die Trümmer des Krieges waren auch noch nicht alle weggeräumt. Natürlich waren wir in Zwiespalt. Bei der Beurteilung gehe ich aber von der Zeit aus: Kriegsende, Potsdamer Abkommen, Deutschland aufgeteilt und das ärmste Stück - uns, die DDR - kriegte die Sowjetunion. Ein Land, das 20 Millionen Tote zu beklagen hatte durch Deutschland. Wir hatten den Russen alles weggenommen und bezahlten nun die Rechnung mit Reparationen. Wer politisch über den Tellerrand guckte, konnte es begreifen. Viele gingen. Meine Eltern wären geblieben. Sassi wäre garantiert nicht gegangen. Ich blieb auch.

**Nie gedacht zu gehen?**

Nein, also die Idee ist mir nie gekommen, nie. Ich bin in einem Theater gewesen, das es in der Welt kein zweites Mal gab - da geht man nicht weg.

**Woran hängt Ihr Herz?**

An Erinnerungen - vielleicht. An Gemeinsamkeiten, die man mit einigen Menschen teilt, privat und künstlerisch, politisch.

**Wo kann man Sie sehen?**

Demnächst in Dresden. Für den 20. Oktober ist ein Auftritt in der »Komödie« geplant.